

(Nachdruck verboten.)

85]

Das Gemeindefind.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbath.

„Wer kann mir was nachjagen?“ wurde seine stehende Redensart. Ein scheeler Blick, ein rauhes Wort vermochten den sonst gegen die rohsten Neuzugungen der Mißgunst Gezeiten zu beleidigen; der Neid, den sein Besitztum erregte, und der ihm in früheren Tagen die Freude daran gewürzt hätte, verdarb sie ihm jetzt. Sein Feld wurde zum Räuber seiner Ruhe und seines Schlafes, seine geliebte Qual. So oft er es nach kurzer Trennung wieder sah, war es in irgendeiner Weise geschädigt worden, und er brachte, um es zu verteidigen, die Energie nicht auf, mit der er dereinst seine Fiegel verteidigt hatte. Er wollte nicht, daß der Frau Baronin zu Ohren komme, er habe sich wieder aufs Prügeln eingelassen, und überhaupt sollte sie nie erfahren, wie sehr das Geschenk, das sie ihm gemacht hatte, ihm mißgönnt wurde.

Einmal fand er einen Teil des mageren auf seinem Felde stehenden Weizens noch grün abgemäht. In der nächsten Nacht packte er den Uebelthäter auf, die auch wirklich in Gestalt einiger, mit Sichel bewaffneter Weiber und Kinder wieder kamen. Pabel begnügte sich damit, ihnen die Sichel und die Grastücher abzunehmen, und trug diese am nächsten Morgen zum Bürgermeister. Der zeigte sich erfreut über Pabels geschickliches und schonendes Vorgehen, versprach, den Schaden erheben zu lassen und das Diebsvolk zur Zahlung anzuhalten. Drei Wochen später lagen die Sichel und Grastücher aber noch immer beim Ortsvorsteher, weil die Mittel, sie einzulösen, fehlten. Pabel ersuchte endlich selbst, sie ihren Eigentümern zurückzugeben, unter der Bedingung, daß die Leute zu ihm kämen, um sich bei ihm zu bedanken. Es geschah nur allzugern; das war ein neuer, ein guter Spah, so wohlfeil durchzuschlüpfen und sich dann zu bedanken beim Gemeindefind. Alle, die den Scherz mitgemacht hatten, fanden ihn so lustig, daß sie beschlossen, sich ihn bald wieder zu gönnen.

Die Diebereien hörten nicht auf, und Pabel fuhr fort, sich ihnen gegenüber erstaunlich wehrlos zu zeigen, während er andererseits eine außerordentliche Latkraft entfaltete.

Er hätte sich vervielfältigen, an zehn Orten zugleich sein und an jedem seinen Mann stellen mögen. Er rigolte einen Teil seines Feldes und bereitete es vor zur Aufnahme der Kirckbäumchen; er half dem Schmied, wo er konnte; der Förster verließ sich beim Anlegen der Waldkulturen auf niemand so gern wie auf ihn und meinte, das Fortweifen wäre Pabels eigentliches Fach gewesen, wenn er sich ihm von Jugend auf hätte widmen können. „Und was für ein Schmied wäre er geworden, wenn er etwas gelernt hätte!“ sagte Anton. „Aber ein Gemeindefind läßt man nichts lernen; die Grundlagen fehlen, und beim Anfang anzufangen, ist es jetzt zu spät. Er wird sich mit dem schlechten Feld plagen bis an sein Ende und doch nichts Rechtes herausbringen.“

Diese Prophezeiung betäubte Pabel — ihn im Glauben an sein Feld zu erschüttern, vermochte sie nicht. Er bestellte den alten Virgil, der sich seinem Pflegetohn, wie er ihn nannte, mit Haut und Haar geschenkt hatte und tagelang neben Lamur auf seiner Schwelle hockte, zum Hüter seines Grundbesitzes, und Virgil übernahm das Amt freudig, vermochte jedoch nicht mehr, es zu verstehen. Vor seinen Augen vollzog sich Frebel um Frebel an Pabels Eigentum. Die Vorwürfe, die Virgil deshalb hören mußte, nahm er mit einem verschmitzt-schalkhaften Lächeln hin und sprach:

„Geh, Pablicek, was liegt Dir an dem Krempel? Du kannst ihnen bald die ganze Geschichte hinwerfen, wirst bald ganz andere Grundstücke haben.“

Pabel geriet in Zorn, verwies ihm solche Reden und wendete sich rasch ab, um den Eindruck zu verbergen, den sie auf ihn hervorbrachten.

Der Alte wurde immer aufgeräumter; sein schwaches Lebensflämmchen schien neu aufzuladern, indes der Sommer hinwelts. Ein Wunder, das ihn beglückte, war im Begriff

sich zu vollziehen. Er, der gebrechliche Greis, sollte den jungen, starken Peter überleben. Ja, das war das einzige, das ihn freute, er sollte den Peter überleben. Der Arzt machte kein Geheimnis daraus, daß er ihn aufgegeben hatte. Alle Leute wußten es, nur Binska wollte es nicht glauben, und der Kranke selbst sagte: „Ich werde gesund, sobald ich mich ausgehustet habe.“

Peter kämpfte tapfer mit dem Tode, je näher der ihm kam, desto mutiger wehrte er sich.

„Nüht alles nichts,“ vertraute seine Schwiegermutter jedem, der es hören wollte, an, „der erste Frost nimmt ihn doch mit, der Herr Doktor hat es mir gesagt“ — und Virgil konnte den ersten Frost kaum erwarten.

Eines frühen Morgens, im Oktober, schallte der Klang des Büngelglöckchens durch das Dorf. An ein Fenster der Grubenhütte wurde geklopft und Lamur schlug an. Pabel fuhr aus dem Schläfe; die Tür seiner Stube war geöffnet worden. Virgil stand da, das Gesicht brennrot, die mit einem Rosenkranz unwundenen Hände auf den Stock gestützt und sprach:

„Was sagst dazu, Pablicek? die Binska ist eine Wittib.“

18.

Der Winter in diesem Jahre trat gleich im Anfang mit ungewöhnlicher Kälte und ungewöhnlicher Reinlichkeit auf. Der Schnee, der einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch in kleinen, dichten Flocken aus massigen Wolken niedergewirbelt war, blieb silberweiß liegen; auf den Fahrwegen bildeten sich glatte Schlittenbahnen, und schmale Fußpfade liefen glühend von Haus zu Haus und am Rande der Felder hin. An der Hütte Pabels vorbeie schlängelte sich der meist benützte von allen, der Pfad, den die Holzknächte auf ihren jetzt regelmäßigen Gängen in den herrschaftlichen Wald ausgetreten hatten. Wenn sie am Morgen an ihre Arbeit gingen, trafen sie Pabel schon an der feinen, und wenn sie gegen Abend aus der Arbeit kamen, schien der unermüdete Bursche gerade auf dem Punkt angelangt, auf dem der Fleiß zum Hochgenuß wird, zur seligen Befessenheit. Sie blieben dann meistens vor seinem Gärtlein ein wenig stehen, sahen ihm zu und wechselten ein paar Worte mit ihm. Einmal tat Hanusch, der Robeste unter den Rohen, als ob er nicht imstande wäre, zu erkennen, was für ein Ding das sei, mit dem Pabel sich pflege.

„Ein Dachstuhl wirds,“ erklärte dieser.

„So? baust noch ein Grubenhäus?“

Nein, kein Haus, einen Stall beabsichtige er im nächsten Frühjahr zu bauen.

„Und was wirst einstellen?“

„Werdet schon sehen,“ lautete Pabels Antwort, und Hanusch brach in ein Hohngelächter über seine Geheimnistuerei aus und rief, indem er den viereckigen Kopf zur Seite neigte und mit dem Pfeifenrohr nach den Uebrigen deutete:

„Die werdens sehen, ich weiß's schon. Wetzt um ein Seidel, daß ichs weiß?“

Das Gesich der anderen bewies, daß sie eingeweiht waren in den versteckten Sinn der Behauptung ihres Gefährten. Pabel aber kümmerte diese elenden Redereien wenig, und er sandte ihren Urhebern, wenn sie sich endlich trollten, höchstens ein gelassenes: „Hol Euch der Teufel!“ nach.

Der Holzknächte wegen wäre es ihm nicht eingefallen, den an seinem Wohnort vorbeiführenden Fußsteig zu verwünschen; er verwünschte ihn aus einem viel triftigeren Grunde. Auf diesem Fußsteig kam jetzt ein-, auch zweimal die Woche Mägdlein Slava dahergewandert, als Botin der Frau Baronin an den Oberförster. Der alte Herr war krank gewesen, erholte sich langsam, und zur Unterstützung der Fortschritte seiner Konvaleszenz sandte ihm die gnädige Frau allerlei gute Sachen: edlen Wein aus ihrem Keller, seine Kehrißen, kräftige Hammelkeulen, und meistens war Slava die Ueberbringerin dieser Leckerbissen. Pabel bemerkte mit Verdruß, daß sie den Schritt verlangsamte, wenn sie in die Nähe seines Gärtleins kam und seine Ansiedelung neugierig betrachtete. Was hatte sie zu betrachten, was hatte sie sich um seine Ansiedelung zu kümmern? In guter Absicht geschah es gewiß nicht. Er gefiel sich darin, sein Vorurteil gegen sie zu nähren, er überredete sich unter anderem, daß sie die

Unführerin der Kinder gewesen war, die ihm einst seine Siegel zertreten hatten. Sie auf der Tat zu ertappen, war ihm allerdings nicht gelungen; aber das bewies keineswegs ihre Unschuld, es zeigte nur, daß sie sich darauf verstanden, rechtzeitig die Flucht zu ergreifen, die von ihr Verleiteten im entscheidenden Augenblick treulos verlassen hatte. Wie von ihr an ihren Spießgesellen, so war hundert- und hundertmal von den Genossen seiner Vubenstreiche an ihm gehandelt worden. Er wußte, wie es tat, in der Patzche stecken gelassen zu werden. Nachträglich noch hätte er für sein Leben gern den Verrätern eine Genugthuung verschafft, sollte sie auch nur in einem an die Verräterin gerichteten Vorwurf bestehen. Gewöhnlich verbiß sich Pabel, wenn er Clava von weitem erblickte, derart in seine Beschäftigung, daß es nichts zu geben schien, wichtig genug, ihn darin zu unterbrechen.

Einmal machte er aber doch eine Ausnahme.

Da kam sie daher mit ihrem Henckelkorbe, leichten Ganges, vom Sonnenlicht umflossen, die Hexe. Sie trug ein dunkles Wolltuch um das von der Winterkälte rosig angehauchte Gesicht gefnüpft, eine gut gefütterte und doch ungemein zierliche Sade, ein faltenreiches Röcklein, das bis zu den Knöcheln reichte, blau, mit weißen Sternchen besät, und hohe Stiefeln an den schlanken Füßen, unter denen der Schnee knisterte. Und munter und frisch war sie, daß es ein Vergnügen hätte sein müssen, sie anzusehen, wenn einem das Herz nicht voll des Grolls gegen sie gewesen wäre.

Bei der Umzäunung der Grubenhütte angelangt, hemmte sie, wie sie pflegte, den Schritt und musterte das Häuschen vom Grunde bis zum Firste.

Plötzlich richtete Pabel sich von seiner Arbeit auf, warf die Sade hin und, auf das Mägdlein zuschreitend, sprach er: „Was schaust?“

Und sie, überrascht, aber nicht im mindesten erschrocken, wurde sehr rot und erwiderte: „Was soll ich schauen?“

„Nichts,“ versetzte Pabel unwirsch, „gar nicht schauen sollst, weiter gehen sollst.“

Das schien jedoch keineswegs ihre Absicht, vielmehr hatte sie sich dem Zaun genähert, und da Pabel dies seinerseits auch getan, standen sie ziemlich nahe aneinander. Sie, in der ganzen Zubersticht ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihres Frohsinns; er in seiner befangenen machenden Erbitterung gegen sie, gegen ihre lügenhafte Anmut und Goldseligkeit.

Clava hatte ihren Korb neben sich auf den Boden gesetzt und bewachte ihn fortwährend mit ihren Blicken, als ob sie fürchte, daß er davonlaufen werde, sobald sie ihn aus den Augen ließe. Mit gesenkten Lidern und leise bebenden Lippen sagte sie: „Ich schau das Haus an, weil ich mich nicht getraue, Dich anzuschauen.“

Pabel zog die Brauen finster zusammen und murmelte etwas von einem „bösen Gewissen“.

Da wurde sie wieder rot: „Wer hat ein böses Gewissen?“

„Der fragt.“

„Ich? . . . warum hätte denn ich ein böses Gewissen?“

Die geheuchelte Treuherzigkeit, mit der diese Frage gestellt war, empörte ihn, und während tausend brennende Ausdrücke für seinen Born sich ihm auf die Lippen drängten, plumpste er heraus mit dem schwächsten, dem kindischesten: „Hast Du mir nicht meine Siegel zertreten?“

Das Mädchen erhob die Augen, ihr Blick ruhte voll und hell auf ihm: „Wann soll ich das getan haben? . . . Das hab ich nie getan.“

„Lüg nicht,“ herrschte er sie an.

„Ich lüg nicht,“ erwiderte sie, „warum sollt ich lügen? Ich hab's nicht getan und damit gut.“

Er glaubte ihr, er konnte nicht anders als ihr glauben, und schon etwas besänftigt, fuhr er fort: „Bist Du mir nicht nachgelaufen mit einem Stein in der Hand?“

„Aber Pabel, wer wird sich denn so etwas merken, was ein dummes Kind getan hat. Was hast Du nicht alles getan?“ Sie schlug leicht und zierlich mit der Hand in die Luft: „So was vergißt man. Ich bitte Dich, Pabel, vergiß das.“

Er schwieg; es überkam ihn wie Scham über sein allzu treues Gedächtnis. Hatte sie nicht recht? — so was vergißt man. Von Verzeihen, ja von Dankbarkeit gegen die Urheber unserer Prüfungen hatte Milada gesprochen; vom Vergessen der Beleidigung — nicht. Um ihm davon zu sprechen, von diesem gründlichsten Heilmittel, hatte die kleine nichts-nutzige Feindin kommen müssen.

Sie sagte noch ein paar freundliche Worte, beugte sich, hob ihren Korb auf und setzte ihre Wanderung fort.

Pabel blieb allein mit Samur, mit seiner Arbeit und mit seinen Gedanken. — Vergiß, dann brauchst du nicht zu verzeihen! Vergiß, dann hast du auch keinen Grund, dir etwas darauf einzubilden, daß du verzeihen hast. Wenn mans nur trüffel! Er bejann sich, daß er es einmal getroffen hatte, der hübschen Widersacherin gegenüber, damals, als er aus dem Schloß gestürzt kam, voll des Glücks über das große Geschenk der Frau Baronin. Und was einmal zufällig und unwillkürlich gelang, sollte es nicht wieder gelingen können, freiwillig und mit gutem Bedacht?

(Fortsetzung folgt.)

Oberitalienische Eindrücke.

Lago Maggiore und Mailand.

II.

Ich war die hundert Winkeltreppen hinabgestiegen und ging, da noch Stunden bis zur Abfahrt blieben, durch die leeren Straßen und Gassen — mit der gleichen Abneigung wie in der ersten Minute der Ankunft die Verwahrlosung und Liederlichkeit, die ausdringliche Verwesungsatmosphäre der malerischen Höfe und Häuser ertragend. Wenn man ihnen sagen dürfte, daß englische Viehzüchter ihre Schweine nicht auf Mist und Schmutz, sondern in peinlich reinen, gesunden Räumen unterbringen und diese Tiere dabei nicht nur nicht eingingen, sondern sich weit besser als je zuvor entwickelten, und daß viel Wahrscheinlichkeit dafür spräche, daß auch Menschen ein solcher Wechsel bekömmlich wäre? Sollte ich mir wieder einen Verweis zuziehen, wie ihn jene Birkin erteilte, als ich für Toilettezwecke um warmes Wasser bat: „Nie in ihrem Leben hätte sie warmes Wasser benutzt.“ Bedurfte es der Versicherung? Sprach nicht ihr Gesicht, ihr Haus, jedes Stück ihres Hausrats überlaut von dieser Enthaltensamkeit?

Ueber die Feerie der Gestirne war längst ein blaugrauer Vorhang gefallen. Auch die Bergkluppen lagen wieder im Dunkel. — Der Nebel, der auf der Wasseroberfläche lag, teilte sich etwas, der Dampfer, der angeheizt wurde, erhien den Augen. Ein Carabiniere ging unter den Wartenden auf dem Kai umher und spähte hinterwärts durchdringend in jedes Gesicht. Ein drohendes Räusperrn läßt ihn aber eiligst entschuldigend an die Mütze greifen und sich für seine Steckbriefvergleiche tauglichere Objekte suchen. Es ist Zeit. Die Bogenlampe auf dem Vorderdeck strahlt auf, Weinfässer und Gepäc werden von vielen Händen rasch aufgebaut, das Licht erlischt, die Maschine beginnt zu stoßen, das breite Boot arbeitet sich in die dunklen Wasser hinein.

Ich stand bald am Geländer der Schiffsmaschine, trat aber wohl etwas über den Gedankenstrich, der gerade dort die 1. Klasse von dem Plebs trennt. — Ein Beamter untersuchte mein Billett und verwies mich mit einer frechen Geste in den Mond oder doch an das äußerste Ende des Schiffes. Ich trat aber nur die 10 Zentimeter über den Strich zurück und befehl ihm zu verschwinden, was er erstaunt tat. Wie schade, daß man erst ungezogen werden muß, damit andere es nicht bleiben.

Der Dampfer begann sein Hin und Her über den See, man sah plötzlich rote und grüne Lichtkreise. Die Bogenlampe flammt auf und hellt blendend einige Häuser und kleine Krupps Menschen, die über die ausgeworfenen Brücken eilen, das Licht geht aus — und das Schiff wendet sich. So sieht man immer noch die gleichen Bergformen um sich.

Zollbeamte beginnen ihren Rundgang unter Führung eines Zivilisten, der schon lange in alle Winkel seine Nase gesteckt hat. Man sagt, daß sie selbst die Butterstullen der Reisenden untersuchen, ob der Schinken nicht Seide berge. Sie blättern eifrig in meinen Büchern, auf die sie sich ihr Geheimer längst gespitzt hat. Mit einem mißtrauischen, enttäuschten Blick befehl ich sie zurück. Die Längeweile setzt sich von neuem zu einem. —

Von der Brücke, die der 1. Klasse vorbehalten, sah ich eine dicke feine Dame mich loznetieren, ein grauer Zylinder steck neben ihr; beide betrachteten sich das „Woll“ aus ihrer Distanz. Arme Geschöpfe, die ihr euer faules, freudloses Fleisch herumreisen laßt und stets zu euren dreißig Kostimen eure Indispositionen, Migränen und Zwangs-jaden der Konvention mitverpackt — wie die Motten.

Plötzlich stand der graue Zylinder vor mir. Ein preussisches Bureaukratengeficht. Saure Niere mit Wohlwollen und Erwägungen zugänglich. Er hielt so merkwürdig seine Hand mir entgegen, so mit gespitzten Fingern — ?? — „Nehmen Sie nur,“ sagte er, sie noch näher dringend, mit drängender Herablassung. Er bot mir Geld an ?? Ich griff an meinen Hals — ach so. Ich hatte meinen Kragen beim Bergabstieg abgenommen, ich hatte in den Bergen auch keine Barbriere gehabt. Aber welche Frechheit trotzdem. — Ich griff in meine Tasche und hielt ihm ebenso, aber drängender noch, ein Fünftfrankenstück hin.

„Nehmen Sie,“ sagte ich freundlich. Er sah so hilflos dumm aus wie seine hohen Chefs, wenn sie wieder einmal für ihr „Wohlwollen“ verdienten Lohn und Spott geerntet hatten; bis ich ihm mit einigen freundlichen Worten aus der Verlegenheit half.

„Ich hätte so elend ausgesehen“ — „Um — und Ihre 50 Cents hätten —“ dachte ich. Mit verlegenen Verbeugungen trat er ins Dunkel zurück. Die Bognette drehte sich wie das Licht der Zollgrenzfeuer nach anderen Seiten. Quino, rief es, der Zug stand bereit. Im ersten Licht der Sonne knatterte der Zug mit italienischer Festigkeit durch die Lombardie, nicht eher mit seinem heftigen Atmen aussehend, als bis er in der mächtigen Bahnhofshalle Mailand zum Stehen gebracht war. Einige Stunden später sah ich ausgeruht im Cafésessel auf dem Trottoir der Weltstadt, ihren Lärm so durstig aufnehmend, wie zwei Monate zuvor die Stille der Berge.

Es war nicht die Schönheit der Stadt, die etwa solche Freude verursachte. Die Vorstellungen, die man sich bei dem schönen Namen im Zusammenhang mit ihrer interessantesten Geschichte macht, werden häufig durch die Wirklichkeit über den Haufen geworfen. Lange öde Straßen mit weiten gleichförmigen Steingebäuden, mit einem gleichförmigen Schmuckton überzogen, Berlin sicher ähnlicher als Rom. Die Wucht der Steinmassen in den Gebäuden, ihre Palast-Portale, die Durchblände in hohe Vogengänge der Höhe treten erst bei längerem Betrachten in Erscheinung.

Dazu die grellen, harten Eindrücke der Straßenbahnen — nein, — der historische Sinn kommt unter solchem Gegenwärtlärn nicht hervor. Auch der Dom konnte ihn nicht erwecken, zu hoch schlugen gerade um ihn die Wellen des Lebens und mit welchen Geräuschen.

Nicht nur, daß gegen zwanzig der Straßenbahnlinien an ihm, um ihm endeten, also ständig herangelingelt kamen und mit Pfeifen und Schreien rangierten und abfuhrten, noch eine besondere Melodie erhob sich aus dem allgemeinen Lärm. Es war ein unendlich lächerlicher Anblick. Da standen in langer unabsehbarer Reihe viele Esel an zweirädrige Karren gespannt, die wiederum je ein Klavierartiges Instrument trugen, aus denen durch eifriges Drehen an einer Kurbel eine schmetternde, jubelnde, trübende Galoppmusik kam, mit Mandolinbegleitung und Paukenschlag. Bedenkt man, daß dergleichen gegen vierzig enganeinander gereichte Instrumente sich dergestalt übergeben, jedes rücksichtslos gegen das andere nach nur größerer Geschwindigkeit und lautem Lärm trachtend, so wird man schon die Seligkeit, die diese Lebenszeichen der Menschheit der abgestorbenen Phantasie gab, begreifen oder ahnen. Allein der Anblick der großen Heubündel, die am Klavier für den Esel hingen und die Versunkenheit der mit geschlossenen Augen die Kurbeln wirbelnden „Musiker“ wirkte erheitend, bis freilich unbefagliche Gedanken aufstiegen. Es war dies ihre Wölfe. Man sah, wie aus den Zuhörern, die dichte Kreise bildeten, einzelne traten und mit den Erfolgreichsten unterhandelten und die für eine Kneipe derart Engagierten den Esel in Trab setzten und abzogen.

An anderer Stelle hörte man ähnlich Ziehharmonika und Mandolinen bis in den späten Abend ihre Klammemusik machen, nicht alle erfolgreich.

Das sah man bald, die Straße gehört dem Volk und nicht den Raunen alberner Verordnungsboxen. Nicht daß es an Ordnern fehlte. Ich sah nicht weniger als drei Sorten uniformierter Schußorgane. In langen sauberen Röcken, mit einem Stock in der Faust, an Londons berühmte Beamte auch in ihrer Ruhe und Entschlossenheit erinnernd, die einen, der größte Aufmarsch verlief ruhig, wenn sie langsam hindurchgingen, nach links und rechts ruhige, höfliche Erinnerungen richtend.

Daneben standen auf Brücken und sonstigen markanten Punkten mit ihren malerischen Umhängen, mit Dreispitz und „Kluntern daran“, am Sonntag auch mit hohen bunten Federbüscheln, gleich denen der Begräbnisparade, die Karabinieri, meist zu Zweien in angenehmem Zwiegespräch, das man nicht gern störte.

Endlich, und diese bilden die Masse und erinnern auch in ihren Uniformen am ehesten an die unfrigen — die gewöhnlichen Polizisten. „Meist Neapolitaner“, sagt man mir, „und sehr verachtet“, während die anderen Gruppen respektiert sind. In der Tat merkwürdige Wurschen. Russischer Akzent.

„Man veräume nicht, das Dach des Doms zu besteigen“, stand neben vielem altmodischen Geschwätz im Führer. Ich veräumte. Von unten sah das alles so hübsch aus: diese steinernen Tannenspitzen, auf denen je eine Puppe stand. Ich konnte ganz gut auch Napoleon mit verchränkten Armen boshaft und verachtend unter den merkwürdigen Heiligen sehen, wie er schließlich sich auch unter die Legitimen Europas gestellt hatte, die genau wie er, nur zehnmal so langsam aus dem Nichts herborgestiegen waren, in das sie nur leider ebenso langsam zu verschwinden beginnen.

Aber drinnen gab es einen heinen Kampf, und die Gegenwart unterlag für eine Weile. Ich schämte mich dieser Niederlage nicht. Die Herzen, denen einst dieses Werk der Anbetung entsprung, schäufen dies im glücklichen Feuerreifer innerster Ueberzeugung. Daß sich aus diesem Urwald mit dem tiefen Dunkel, mit den magischen Farben des fernen Wipfelflichtes auch nach dem Verlöschen der reinen Glaubensflamme die Augen nicht mehr an das Licht des Tages gewöhnen wollten, hier vermögen wir es zu verstehen. Uebrigens hat man in Basel aus einer kassierten Klosterkirche wunderschöne zweckmäßige Räume für ein historisches Museum gewonnen.

Neben dem Dom besigt Mailand seinen alten Festungsgraben, der unbedingte Beachtung verdient, da diese italienischen Orte bekanntlich fast jede hygienische und sonstige Verbesserung nur aus Rücksicht auf die Fremden einführten, die ihrem Lande jährlich 600 Millionen Lire Anwesenheitsgelder zahlten.

Dieser Graben, durch schleusenartige Einrichtungen in viele Teile

zerlegt, gibt allerdings Anlaß zu vielen das Stadtbild belebenden Brücken; deren kaum eine jedoch das Auge erfreut, außer durch die Kuchen- und Drangenverkäufer, die auf ihren Geländern sitzen.

Zwei oder drei der Teile sind zeitweilig mit einer trüben Flüssigkeit erfüllt; in der in hohen Stiefeln mit langen Stangen Ketten von Arbeitern umherstochern, um Unrat zu fischen. An sich schon ein den Appetit des Fremden wenig anregender Anblick. Die meisten Teile aber liegen morastig, und bergen Scherben und Abfälle. Man versteht nicht, daß es solche Schwierigkeiten machen sollte, ausreichende fließende Wassermassen herzuleiten, noch daß man so wenig Kunst auf die Brücken wendet. Blickt man auf die schaurigen Rückseiten der angrenzenden „Paläste“, so wünscht man nur einige Quadratmeter des Bodens in Grabeshöhe einem Hygieniker kongreg vorlegen zu dürfen.

Nicht nur in Mailand darf der Berliner sich dazu beglückwünschen, daß er in einer verhältnismäßig jungen Stadt wohnt.

Man betrete das berühmte Scala-Theater. Welch lächerlicher, sinnloser, mittelalterlicher Zustand! Ein zehnstöckiger Bogebau, bis zum achten Stock alles in Händen der „Familien“, d. h. der reichen Erben. Für alle, die Kunst nicht nur zur Verdauung und zum Zeigen der Toiletten benutzen, sind die unendlich bühnenfernen Dachgiebel und das zynisch teuere Erdgeschloß.

Nach solchen Schatten aber genoß man wieder die Sonne von seinem Cafésplatz und das nicht weniger als ihr Café nero (Schwarzes Café) pridelnde Stadtleben: Das Vorbeitrippeln der hohen Stiefelketteln, das Aufglänzen in den Augen einer schönen Signorina, das Spielen und Jagen der reisenden Geschöpfe, mit ihren elastischen Gliedern, in stolzer glücklicher Haltung. Artigkeit, Grazie und eine schöne Ruhe ging durch alle Bevölkerungsteile. Man konnte sich im auffallendsten Vergostüm in der Mittagsstunde mitten unter der Masse ergeben, ohne ein einziges unartiges Wort zu erhalten. . . . Nicht ganz wie bei uns — —

Welch' ein Temperament in ihnen steckt, zeigen ihre Denkmäler. Da gerade vor dem Dom sitzt hoch oben ein Reiter. Gleichgültig, wer es ist, aber was ist das für eine Auffassung gegen die unserer offiziellen Gaultafrikanten. Mit einem Ruck ist das feurige Tier zum Halten gebracht, es zittert vor lebendiger Kraft; während man der lahmen faulen Mähre vor dem Kaiser-Friedrich-Museum gern etwas Juckpulver beibrächte, nur um zu sehen, ob sie nicht schon krepirt ist — ihr oder dem Künstler.

Der letzte Regen des Karnevals flattert über den Platz. Kinder in Masken werden von ihren dummeitlen Eltern geführt. Durch die ziemlich sinnlos gigantischen Passagen wälzen sich Hunderte, um drei oder vier Masken zu sehen, die stolz zu ihrem Ball gehen. Aber an der Ecke sehe ich ein großes rotes Palat — Volkshorlesungen über Naturwissenschaften und Wirtschaftsprobleme und Hygiene ankündigend.

La vérité en marche — auch in Mailand,

P. G.

Das Klima Deutschlands.*

Das Klima Deutschlands und ganz Mitteleuropas ist bedeutend günstiger, als es für einen um den 50. Breitengrad gelagerten Teil der Erde eigentlich erwartet werden darf. — Es ist in allen Jahreszeiten, zumeist aber im Winter, ganz beträchtlich wärmer, als es dem Breitengrad zukommt, im Frühling durchschnittlich etwa um 5 Grad, im Sommer um 3 Grad, im Herbst um 4½ Grad, im Winter um 8 Grad C. Normal für diese Breitengrade ist etwa das Klima von Petersburg — wir sind also gut daran! In einer geographischen Breite, auf der an gar manchen Stellen der Erde schon ein sehr rauhes und kulturfeindliches Klima herrscht — ein Stück von Labrador, das südliche Kamtschatka, ein großer Teil Sibiriens liegt z. B. mit Deutschland auf gleicher geographischer Breite — ist die Witterung bei uns in Mitteleuropa überwiegend angenehm: die Winter sind, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht allzu streng, den Sommern fehlt die unablässige, gerade in ihrer Ausdauer erschöpfende, sengende Hitze; in allen Jahreszeiten fallen die Niederschläge mit erfreulicher Gleichmäßigkeit, und am ergiebigsten gerade in den Monaten, die ihrer aus wirtschaftlichen Gründen am meisten bedürfen, im Sommer, und dennoch sind Regen und Schnee auch wieder nicht ständige Gäste in Mitteleuropa, und nicht trieft dort die Luft gewissermaßen von Feuchtigkeit, wie es in so zahlreichen anderen Gegenden der Erde und auch Europas, sei es jahraus jahrein (wie z. B. in Bergen in Norwegen und in anderen norwegischen Orten), sei es in gewissen Jahreszeiten (wie z. B. in England), mit seltenen Unterbrechungen der Fall ist. Gar oft hört man zwar über unser Klima räsonnieren und klagen, wenn im Sommer längere oder kürzere Epochen regnerischen und kühlen Wetters erhoffte Festtags- und Ferienfreuden beschneiden, wenn im Herbst die melancholischen „frühen Abende“

*) Wir entnehmen diesen Auffatz dem soeben erschienenen 349. Bändchen der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt: „Gut und schlecht Wetter“. Von Dr. Richard Pennig (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin. Mit 46 Abbildungen. Geh. 1 M., in Leinwand geb. 1,25 M.), das eine Schilderung des Jahresverlaufes des Wetters in Deutschland mit seinen verschiedenen Möglichkeiten gibt und deren Ursachen und Verknüpfungen zu erkennen lehrt.

und dunklen Nachmittage das Gemüt traurig stimmen, wenn im Winter lange Wochen und Monate hindurch das monotone Schmutz- und „Matschwetter“ herrscht, wenn im Frühjahr immer wieder rauhe Winde die Lenzfreude ertönen und die Deseu bis tief in den April und Mai hinein nicht erlösen dürfen. Zwar wenn man alle diese Bemängelungen und Beschwerden zusammenfaßt, so könnte man glauben, Mitteleuropas Klima dahin charakterisieren zu müssen, daß es in der Regel 7 Monate keinen Winter und 5 Monate keinen Sommer habe. Aber dennoch, wenn man sich freimacht von pessimistischen Vorurteilen und gerecht abwägt, was die Laune der Wettergötter unseren Landesteilen an Witterungsarten zugebracht hat, so kann man nicht umhin, anzuerkennen, daß wir ein glückliches Los gezogen haben.

Daß die nur mäßig hohen Frostgrade der meisten Winter und die in der Regel nur kurze Dauer wirklich strenger Kälte klimatisch und dementsprechend auch wirtschaftlich eine Wohltat sind, bedarf nicht erst des Nachweises. Doch auch die Tatsache, daß die Winter nicht allzu milde sind, daß Frost und Tauwetter sich in bezug auf ihre Häufigkeit durchschnittlich etwa die Wage halten, ist erfreulich, denn die Erfahrung lehrt, daß die Länder mit weichem, warmem Winterklima für Leib und Geist der Bevölkerung auf die Dauer nicht entfernt so gesund und erfrischend sind wie die, in denen zuweilen ein frischer, fröhlicher Frost und eine weißblinnde Schneedecke das Regiment führen. In treffender Weise hat Richard Lepsius in seinem schönen Vortrag über „Kultur und Eiszeit“ auf dem Frankfurter Naturforschertage (1896) die Bedeutung dieser Tatsache für ein hochentwickeltes Kulturleben hervor gehoben, wenn er sagt: „Darum wollen wir uns unseres regenreichen, gemäßigten Sommers und unseres kalten Winters erfreuen; denn wir stammen aus der Eiszeit, und Schnee und Eis, das sind die Elemente, aus welchen wir wie aus einem unerschöpflichen Vorne jedes Jahr unsere körperlichen und geistigen Kräfte erneuern.“ — Wichtig ist hierin betont, daß auch unsere oft „berregneten“ und fahlen Sommer klimatisch als eine Wohltat angesehen werden müssen, denn sie bescheren den Früchten des Feldes das segnende Raß, das diese in so zahlreichen anderen Teilen der Erde aufs schmerzlichste entbehren müssen, und sie erhalten dem Geist und dem Körper die Spannkraft, die in der beständigen Hitze so leicht verloren geht. Ein anhaltend schöner, heißer und durrer Sommer mag der Ferienreisenden Entzücken sein (obwohl auch diese erfahrungsgemäß sehr rasch nach vorübergehendem, fühlendem Regen zu Leiden beginnen); für das Wirtschaftsleben und die Arbeitsfähigkeit eines Volkes stellt er eine Katastrophe dar, wie sie größer selbst ein Ersäufung aller Felder in unaufhörlichen Regenschluten nicht sein kann. Gerade die Tatsache, daß unser Klima im Sommer wie im Winter gleichmäßig die goldene Mittelstraße zwischen schädlichen und verderblichen Extremen einzuhalten pflegt, ist volkswirtschaftlich ein wahrhafter und großer Segen. Dessen möge man sich bewußt sein, ehe man einstimmt in die beliebten Klagen über unser trübseliges Klima und in die Lobpreisungen anderer Lande, „wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht“, denn jenes warme, wohlige Klima, das uns oft so begehrenswert vorkommt, ertötet nur gar zu leicht die Schwungkraft des Geistes, und Kulturfortschritte werden in irdischen Paradiesen nicht geboren!

Daß die Hauptursache für unser merkwürdig mildes Winterklima der Golfstrom ist, ist allbekannt. Er trägt den nördlichen Küsten Europas einen guten Teil der Wärme zu, die die Tropensonne unten im Mexikanischen Golf in die Meeresgewässer hineinstrahlt. Genaue Forschungen über Richtung, Temperatur, Ausdehnung und Lage des Golfstromes werden erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit systematisch angestellt; über diese Elemente und ihre etwaige Veränderlichkeit lassen sich daher bestimmte Angaben noch nicht machen. Sollten sich aber später jährliche Schwankungen herausstellen, so wird wohl auch einmal eine Hauptquelle unserer Klimaveränderungen in ihren Ursachen erkannt werden. Dann wird man vielleicht auch in die Lage versetzt sein, aus Beobachtungen, die man am Golfstrom macht, für Monate im voraus die Witterungsverhältnisse in Mitteleuropa, wenigstens in groben Umrissen, voraussagen zu können! Vorläufig sind wir aber noch nicht so weit!

Kleines feuilleton.

Anatomisches.

Riesen. Die Beantwortung der Frage, was ein Riese ist, kann nur durch eine mehr oder weniger willkürliche Uebereinkunft gesehen werden. Gulliver, dieser berühmte Märchenheld, war bei den Zwergen selbst ein Riese, bei den Riesen dagegen ein Zwerg. So richtet sich alles nach dem Vergleich. Immerhin sind die Größenverhältnisse des Menschen wie ja auch jedes Tieres in gewisse Grenzen eingeschlossen, und innerhalb dieser läßt sich ungefähr festsetzen, was als ein ungewöhnliches Maß oder als Riesenwuchs zu bezeichnen ist. In einem Vortrag in London hat Dr. Arthur Keith den Satz aufgestellt, daß den Anspruch auf den Titel eines Riesen nur ein Mensch haben sollte, der wenigstens 208 Zentimeter groß ist. Natürlich könnte man fast mit gleichem Recht etwa auch die Höhe von 200 Zentimetern annehmen. Außerdem müßte wohl für das weibliche Geschlecht schon eine etwas

geringere Größe als Riesenwuchs betrachtet werden. Vom wissenschaftlichen Standpunkt ist die Scheidung deshalb wichtig, weil sich daraus ergibt, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach niemals ein Volk oder eine Rasse von Riesen auf der Erde gegeben hat, wenn der Begriff in jenem Sinne aufgefaßt wird. Die Nachrichten von Riesenvölkern, die namentlich in älteren erzählenden oder auch lehrreichen Werken beigezeichnet wurden, haben sich stets als übertrieben herausgestellt. Die Bewohner von Patagonien beispielsweise galten lange Zeit als ein Volk von Riesen. Je besser aber das Land bekannt wurde, desto mehr schrumpfte das Volk zusammen, und jetzt weiß man bestimmt, daß die Patagonier nicht größer sind als andere Völker von normalem Wuchs. Auch die Vorstellung, daß in vorgegeschichtlicher Zeit Riesen lebten, die an Zahl wie an Größe alles übertrafen, was später je vorgekommen ist, muß in das Gebiet der Fabel verwiesen werden. Die menschliche Einbildungskraft hat es eben stets geliebt, weit entlegene Räume oder Zeiten mit ihren eigenen Schöpfungen zu bevölkern. Vor 200 Jahren konnte sogar ein Philosoph die Ueberzeugung haben und in seinen Schriften veröffentlichen, daß der Menschenvater Adam in einer Körperlänge von 40 Metern über die Erde gewandelt wäre. Der größte Mensch, von dem genaue Messungen vorliegen, war der noch vor wenigen Jahren in Schaustellungen angestaunte Riese Nachnow, der die ungeheuerliche Höhe von 268 Zentimetern besaß. Der einzige Nebenbuhler dieses Mannes in der Geschichte der Riesen war, wenn nur glaubwürdige Nachrichten in Betracht gezogen werden, ein Kind der grünen Insel Irland, namens O'Brien, der im Jahr 1782 im Alter von 22 Jahren 250 Zentimeter maß. Eine so ungewöhnliche Entwicklung wird nach den Erfahrungen stets mit schweren Unzulänglichkeiten des körperlichen und auch des geistigen Gesundheitszustandes erkaufte. Die Riesen sterben immer jung und sind außerdem von furchtbarsten und argwöhnlichsten Wesen, so daß ihre Betrachtung bei einsichtsvollen Menschen stets ein aus Mitleid und Komil gemischtes Gefühl erweckt. Die wissenschaftlichen Forschungen haben auch gezeigt, daß der Riesenwuchs als eine Art von Krankheit aufgefaßt werden muß. Genau untersucht wurde in dieser Hinsicht zuerst der sogenannte Wasserkopf, und der englische Anatom Professor Cunningham war der erste, der vor 30 Jahren nachwies, daß die Ueberentwicklung der Stirn, der Riefer und auch der Hände mit einem krankhaften Zustand des Hirnanhangs zusammenhängt. Früher war die Bedeutung dieses Gehirnteils überhaupt unbekannt geblieben, während es jetzt als feststehend zu betrachten ist, daß von ihm eine Ausdehnung ausgeht, die sich dem ganzen Körper mitteilt und sein Wachstum bestimmt. Man hat daraus auch die Erwartung geschöpft, daß es mit Hilfe dieser Ausdehnung möglich sein könnte, das Wachstum nach Belieben zu befördern, vielleicht sogar bei einzelnen Körperteilen.

Medizinisches.

Die Bekämpfung der Masern. Die Masern nehmen unter den häufigen Krankheiten insofern eine eigenartige Stellung ein, als sie zu wenig gefürchtet werden, während die meisten anderen Leiden eher eine Ueberschätzung ihrer Gefährlichkeit erfahren. Kann man doch oft genug hören, es sei ganz gut, wenn ein Kind die Masern bekomme, damit es diese Krankheit dann ein für allemal abgemacht habe. Abgesehen davon, daß eine Wiederholung der Erkrankung auch bei Masern nicht selten ist, sind die Fälle von schweren und sogar tödlichen Masernerkrankungen viel häufiger, als man glaubt. Auch darin unterscheiden sich die Masern zu ihrem Nachteil von anderen ansteckenden Krankheiten, daß ihre Erforschung bis auf den heutigen Tag ungenügend geblieben ist und der Arzt eigentlich wenig zu ihrer Hebung tun kann. Ein Leitartikel des „Lancet“ spricht es geradezu aus, die Bekämpfung der Masern sei weniger eine Aufgabe der Medizin als der Krankenpflege. Kennt man doch trotz aller Nachforschungen noch nicht einmal den Erreger der Masern. Ist aber jener Satz richtig, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit, mehr als bisher dafür zu sorgen, daß die Kinder aus ärmlichen Familien, wenn sie an Masern erkranken, eine möglichst gute Pflege erhalten. Die Zahl der an Masern sterbenden Kinder ist immer noch erschreckend groß, und viele von ihnen, vielleicht die Mehrzahl, sterben nur, weil die Eltern aus Unerfahrenheit oder anderer Unfähigkeit nicht instande sind, ihnen die richtige Pflege zuzuwenden. Auch die Zahl der Erkrankungen ließe sich wohl vermindern. Die Gleichgültigkeit, die den Masern gegenüber auch von vielen Ärzten und Gesundheitsbeamten beobachtet wird, wird durch die Annahme veranlaßt, daß die Ansteckung der Umgebung durch einen Krankheitsfall nicht zu vermeiden sei, weil die Krankheit früher ansteckend wird, als sie durch Auftreten des Hautausschlags oder anderer Merkmale erkennbar wird. Das ist richtig, aber daselbe gilt auch für andere Krankheiten, Scharlach, Diphtherie oder Typhus, und diesen Leiden gegenüber wird, nur weil sie mehr gefürchtet werden, trotzdem eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Hauptächlich sollten die Schulärzte darauf achten, eine Benachrichtigung über das Auftreten von Masern zu erhalten und zur Einleitung schützender Maßnahmen zu benutzen. Durch strengste Fernhaltung auch der krankheitsverdächtigen Kinder aus der Schule oder durch vorübergehende Schließung einiger Klassen ließe sich gewiß die Ausbreitung mancher Masernerpidemien verringern. Auch sollte mehr Bedacht auf die Einrichtung besonderer Abteilungen für Masernkranke in den Krankenhäusern genommen werden.